

MOZAIK

VON
HANNES
Hegen



DAS VERSCHWUNDENE TESTAMENT

DAS VERSCHWUNDENE TESTAMENT



Auf der ‚Louisiana‘ herrschte große Aufregung. Das Testament des Goldsuchers Abe Gunstick, durch das Mrs. Jefferson eine Goldmine in den Bergen des fernen Westens erben sollte, war verschwunden. Jeder Winkel der Kapitän-

kajüte, in der man das wertvolle Dokument zuletzt studiert hatte, war bereits mehrfach durchstöbert worden. „Es kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!“ stöhnte Mrs. Jefferson verzweifelt nach stundenlanger erfolgloser Suche.



Bei diesen Worten fiel Kapitän Baxter etwas ein. „Luft! Natürlich! Die Zugluft hat es zum Fenster hinausgeweht, als ich die Tür aufriß, um mit dem Lotsen zu schimpfen!“



„Richtig, so ist es!“ rief Mrs. Jefferson. „Das war, als die ‚Louisiana‘ gegen ein Hindernis rammte und Mr. Turner stoppen ließ. Wir müssen draußen suchen!“



Der Gang vor der Kajüte war kahl und leer. „Vom Testament keine Spur“, stellte der Kapitän fest. – „Nicht so voreilig!“ sagte der Colonel. „Ich finde bestimmt eine, denn ich war

früher ein berühmter Spurenleser.“ Mrs. Jefferson hielt ihn zurück. „Lassen Sie das. Fragen wir lieber Nick Norris, der hier sicher schon saubergemacht hat.“



„Sag mal, Nick“, fragte Baxter den Matrosen, „hast du beim Ausfegen vielleicht ein Blatt beschriebenes Papier gefunden?“ – „Nein, Sir.“



„Dann ist das Testament über Bord geflogen“, stellte der Kapitän fest. „Ich habe es längst befürchtet.“ – „Das ist eine Möglichkeit. Ebensogut kann es sich aber auch einer eingesteckt haben.“



An diese Hoffnung klammerte sich Mrs. Jefferson und forschte weiter. „Hast du hier vielleicht jemanden herumschleichen sehen, Nick?“ – „Ja, aber das ist schon eine Weile her.“

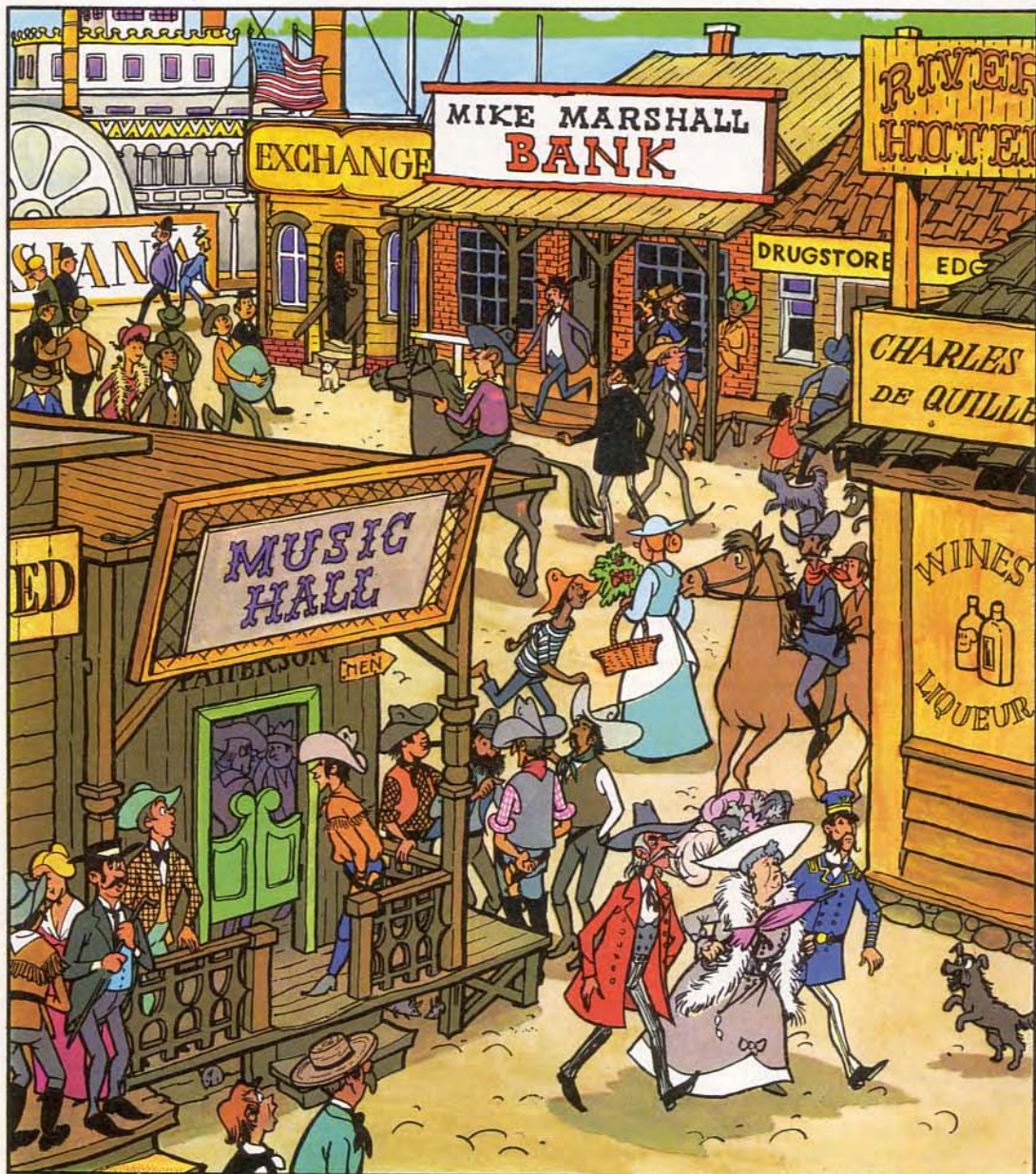


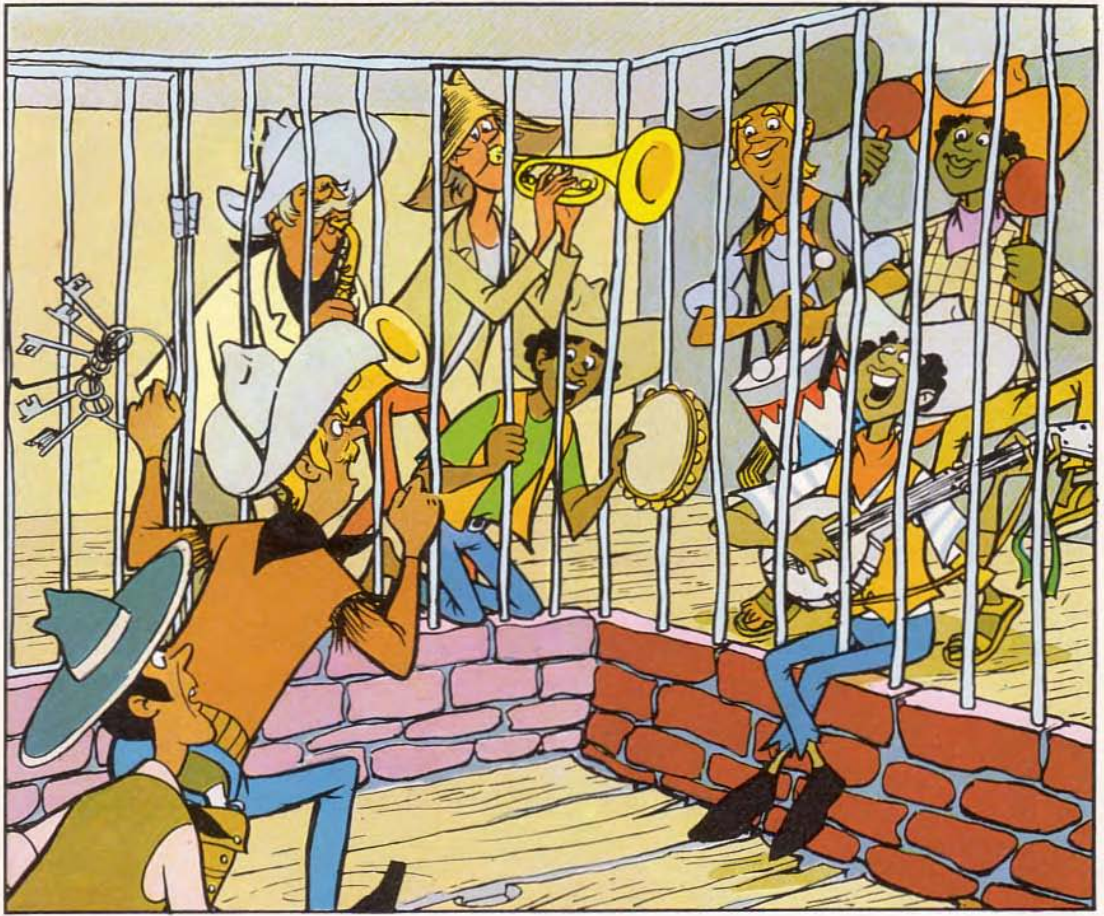
„Und wer war es? Leute von der Besatzung?“ – „Glaube ich nicht. Ich konnte die vier zwar nicht erkennen, denn es war noch dunkel, aber sie gingen von Bord.“



„Warum hast du mir das nicht sofort gemeldet, du verflixter Kerl!“ wetteerte der Kapitän. – „Weil – weil Sie uns streng verboten hatten, Sie zu stören, und weil ich zuerst dachte, Sie wüßten davon, denn wir hatten gerade gestoppt, da dachte ich ...“

Nick Norris war so verwirrt, daß keiner daraus klug wurde, was er gedacht hatte. Nur soviel erfuhr man, daß vier Personen unerlaubt an Bord gewesen waren. Daraufhin befahl Mrs. Jefferson Baton Rouge anzulaufen, wo sie den Sheriff aufsuchen wollte.





Sheriff Joe Watson war furchtbar schlecht gelaunt, und das, weil es in seinen Amtsräumen zu lustig zuging. Die Ursache waren ein paar Straßenmusikanten, die er am Abend

vorher wegen ruhestörenden Lärms eingesperrt hatte. Im Gefängnis musizierten sie unermüdlich weiter, und der Sheriff und sein Gehilfe hatten kein Auge zutun können.



Gegen Morgen war Joe Watson mit seinen Nerven am Ende. „Raus mit euch!“ schrie er. „Ich will doch lieber zwei Dutzend Eisenbahntentäter oder Bankräuber beherbergen

als so eine Bande wie euch! Diese neumodische Musik hält ja kein vernünftiger Mensch aus!“ – „Ein vernünftiger Mensch wird auch nicht Sheriff!“ spottete ein Musikant.



Lachend wollten die Musikanten den Raum verlassen, als Mrs. Jefferson hereinkam. Ihr erster Blick fiel auf das Instrument des Banjospielers. „Ha, man hat dich also schon ge-

schnappt, Bürschchen!“ rief sie. „Gib sofort mein Eigentum her!“ Der Musikant sah sie erstaunt an. „Was meinen Sie damit, Madam? Ich habe Ihnen nichts weggenommen!“



„So? Und was ist das hier? Mein Banjo! Sofort her damit!“ – „Sie irren sich, Madam! Das ist mein gutes altes Banjo!“

„Das werden wir ja gleich sehen, ob es dein Banjo ist!“ – „Was tun Sie da, Madam – Himmel, nein – nicht doch!“



„Ist der Plan drin, Tante?“ fragte Baxter. Mrs. Jefferson wühlte in den Trümmern des Banjos. „Nein, nichts. Es war wohl doch nicht meines.“ – „Sehen Sie sich das an, She-

riff!“ klagte der Musikant. „Ist denn so etwas erlaubt?“ Joe Watson schüttelte den Kopf. „Nein. Leider, muß ich sagen, denn so hätte ich hier leicht Ruhe schaffen können.“



Der Sheriff setzte eine strenge Miene auf und wandte sich an Mrs. Jefferson. „Sie haben gegen das Gesetz verstoßen, Madam. Ist Ihnen das klar?“ – „Man darf sich doch wohl mal irren!“



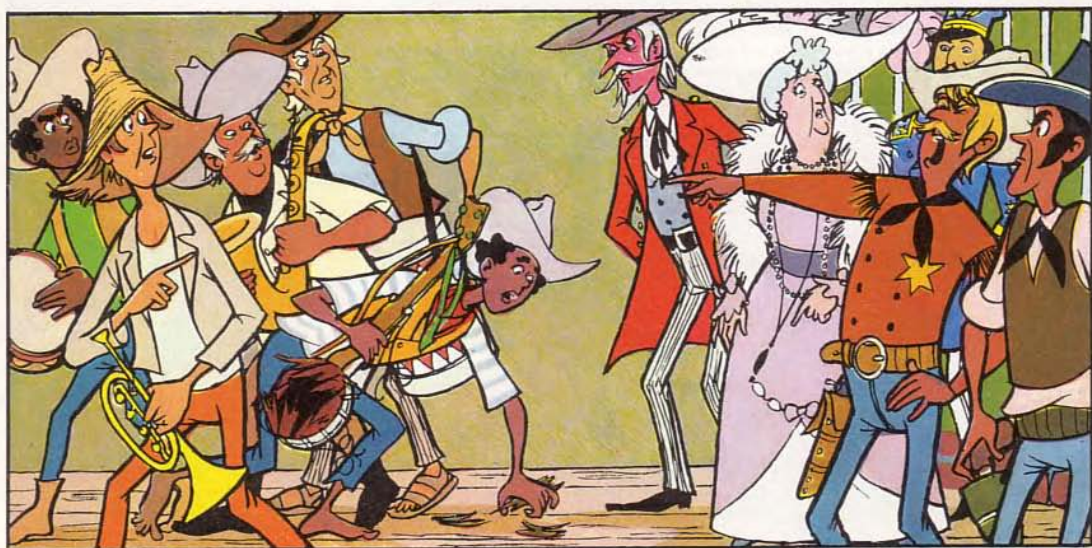
„Irrtum schützt vor Strafe nicht, so steht es ausdrücklich im Gesetzbuch. Die grundlose Zerstörung von Privateigentum ist grundsätzlich untersagt.“



„Ich bin verpflichtet, hier gründlich durchzugreifen. Aus diesem Grunde fordere ich von Ihnen Schadenersatz. Der Grundbetrag ist zehn Dollar.“ Seufzend zahlte Mrs. Jefferson. „Und dieses Geld bekomme ich doch jetzt, nicht wahr?“ fragte der Musikant.



„So einfach ist das nicht“, belehrte ihn der Sheriff. „Du mußt erst eine Klage einreichen. Dann wird der Fall geprüft und kommt vielleicht in einem Jahr vor Gericht.“ Der Musikant wußte genug.



Stumm klaubte er die Reste seines Banjos zusammen und folgte seinen Freunden, die ihn trösteten. „Laß nur, Tom. Wir alle legen zusammen und kaufen dir ein neues Banjo.“

Du bekommst hier doch kein Recht.“ – „Nun aber raus!“ brüllte der Sheriff. „Nichtsnutziges Pack! Macht nichts weiter als Radau und wird obendrein noch frech!“



„Bitte nehmen Sie Platz“, sagte der Sheriff zu Mrs. Jefferson, nachdem er sich beruhigt hatte. „Was kann ich für Sie tun?“ – „Ich bin auf der Suche nach einem . . .“, begann

sie, wurde aber vom Colonel unterbrochen. „Nach diesem Negerboy hier auf dem Steckbrief“, sagte er. „Das Banjo, das er bei sich trägt, hat er Mrs. Jefferson gestohlen.“



„Was, der Bursche wird schon gesucht? Ach so, von seinem Besitzer. Aber zehn Dollar Belohnung sind viel zu wenig!“ – „Für einen Neger ist das allemal genug“, fand der Sheriff.



„Aber nicht für das Banjo. Ich erhöhe die Belohnung auf hundert Dollar.“ – „Verstehe ich nicht. Ein Banjo kriegen Sie doch schon für drei Dollar fünfzig Cent!“



„Aber nicht so eines wie das, das mir dieser Neger gestohlen hat! Und nun fragen Sie nicht länger, sondern setzen Sie sich hin und schreiben, was ich Ihnen sonst noch anzuzeigen habe. Überschrift: Testament gestohlen!“ – „Oho, das ist selten!“ sagte der Sheriff.



Dann schrieb er weiter. „Wer hat in der Nacht vom 10. zum 11. Juni vier verdächtige Personen beobachtet, die auf der Höhe von Indians Point von Bord der ‚Louisiana‘ gingen?“



Die vier Gesuchten saßen zu dieser Zeit in ihrem Wigwam, wo sie über die Abenteuer der letzten Nacht beraten hatten. Sie waren überein gekommen, erst einmal das Geheimnis der Goldmine zu klären, bevor man Mrs. Jefferson das Testament und den Minenplan zurückgab.

Digedag, heißspornig wie immer, wollte gleich nach dem Westen ziehen, aber die anderen drei hatten ihn überstimmt. Dig und Dag wollten vor allem mit Jeremias Joker sprechen und sich dafür entschuldigen, daß sie ihn als Piraten verdächtigt hatten. So gingen sie zur Farm zurück.



Als sie dort ankamen, stand gerade Tante Emily auf der Veranda. „Guten Morgen“, riefen die Digedags, „ist Onkel Jeremias zu Hause?“ – „Nein“, sagte Tante Emily, „er ist

schon ganz früh mit seinem Bruder, dem Kapitän, nach Baton Rouge gefahren. Wir bekamen gestern ein Telegramm, in dem stand, daß die ‚Mississippi-Queen‘ repariert ist.“



Das wollten die Digidags auch sehen. „Aber wie kommen wir nach Baton Rouge?“ fragte Dig. Da ertönte vom Fluß her ein großer Lärm. Ein Händler hatte mit seinem Flatboot angelegt. Die Farmerbeiter eilten herbei, um bei ihm einzukaufen. „Der nimmt uns sicher mit!“ rief Dag. „Los, wir fragen ihn mal!“

Die Digidags rieten Ben zurückzubleiben, denn der Händler könnte den Steckbrief gelesen haben, und liefen dann zum Flatboot. Der Händler, ein gewisser Ted Turpin aus St. Louis, war gerne bereit Passagiere mitzunehmen. „In einer Stunde bin ich hier fertig“, sagte er. „Dann lege ich ab. Seid pünktlich!“





Die Digidags kehrten zu Ben zurück. „Am besten, du bleibst hier und versteckst dich in unserem Wigwam“, sagte Dig. Ben wollte nicht. „Ich muß nach Baton Rouge. Ihr habt mir versprochen, mein Banjo reparieren zu lassen. Ich will dabei sein.“



„Aber Ben, bedenke doch, daß überall dein Steckbrief klebt!“ – „Ich könnte mich ja verkleiden.“ Die Digidags überlegten. „Das wäre eine Möglichkeit. Zeit genug haben wir dazu. Also los, versuchen wir's mal.“



Sie kamen an einem Stapel Baumwollballen vorbei. „Da haben wir schon etwas, woraus wir Ben einen Bart und eine Perücke machen können“, sagte Dag und die anderen fanden die Idee gut.



„Nun rasch ins Gebüsch! Dig, lauf zum Farmhaus und hole ein paar Kleidungsstücke, die auf dem Dachboden hängen. Aber Tante Emily darf dich nicht sehen!“



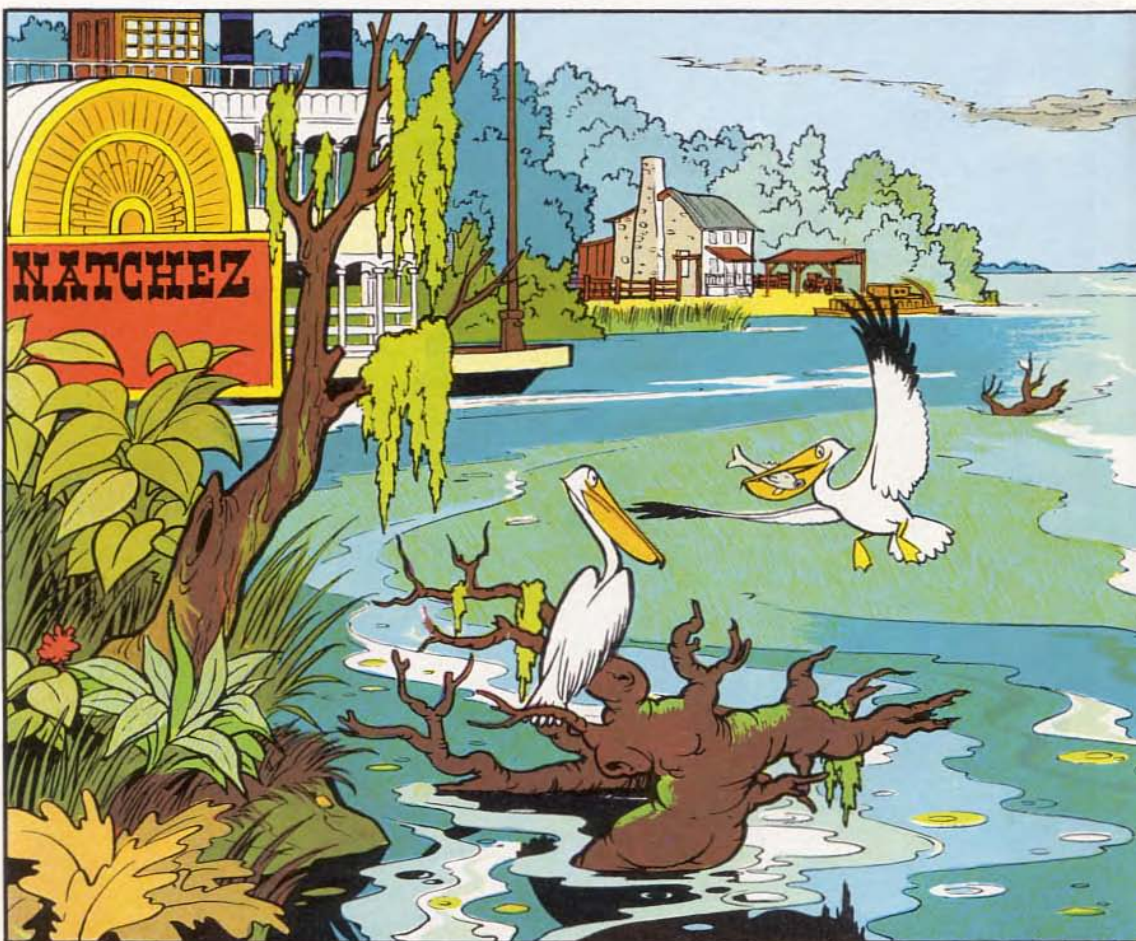
Als der Flatbootmann rief: „Es ist Abfahrtszeit!“ erschienen die Digidags in Begleitung eines gebrechlichen alten

Negers, den sie für ihren Diener ausgaben. „Ihr solltet euch mal einen jüngeren kaufen“, meinte Ted Turpin.



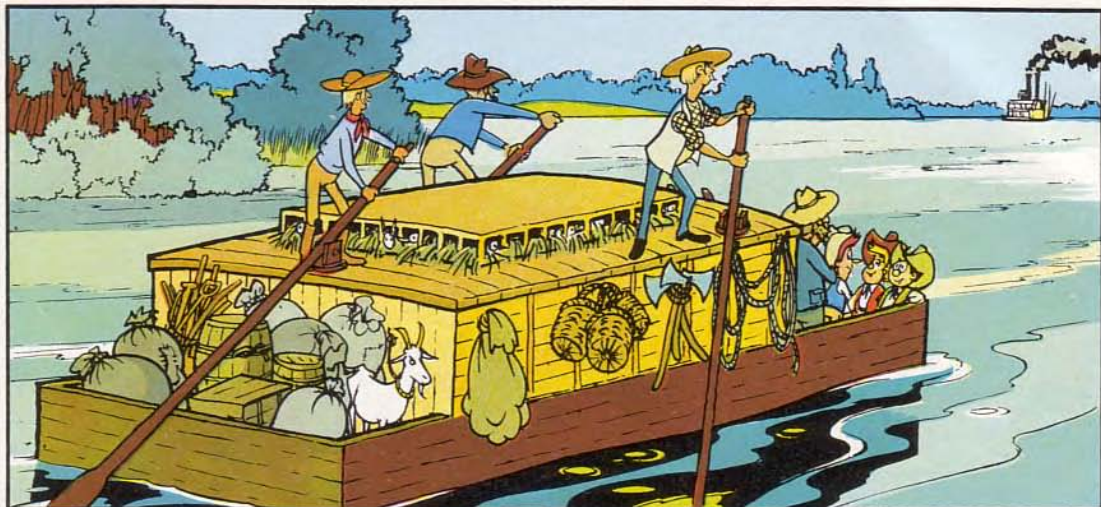
Aufmerksam verfolgten die Dagedags das Ablegemanöver und machten sich Notizen für eine Reportage im New Or-

leans Magazine. Ben hatte sich abseits hingesetzt und war froh, daß sich keiner um ihn kümmerte, denn alle hatten zu tun.



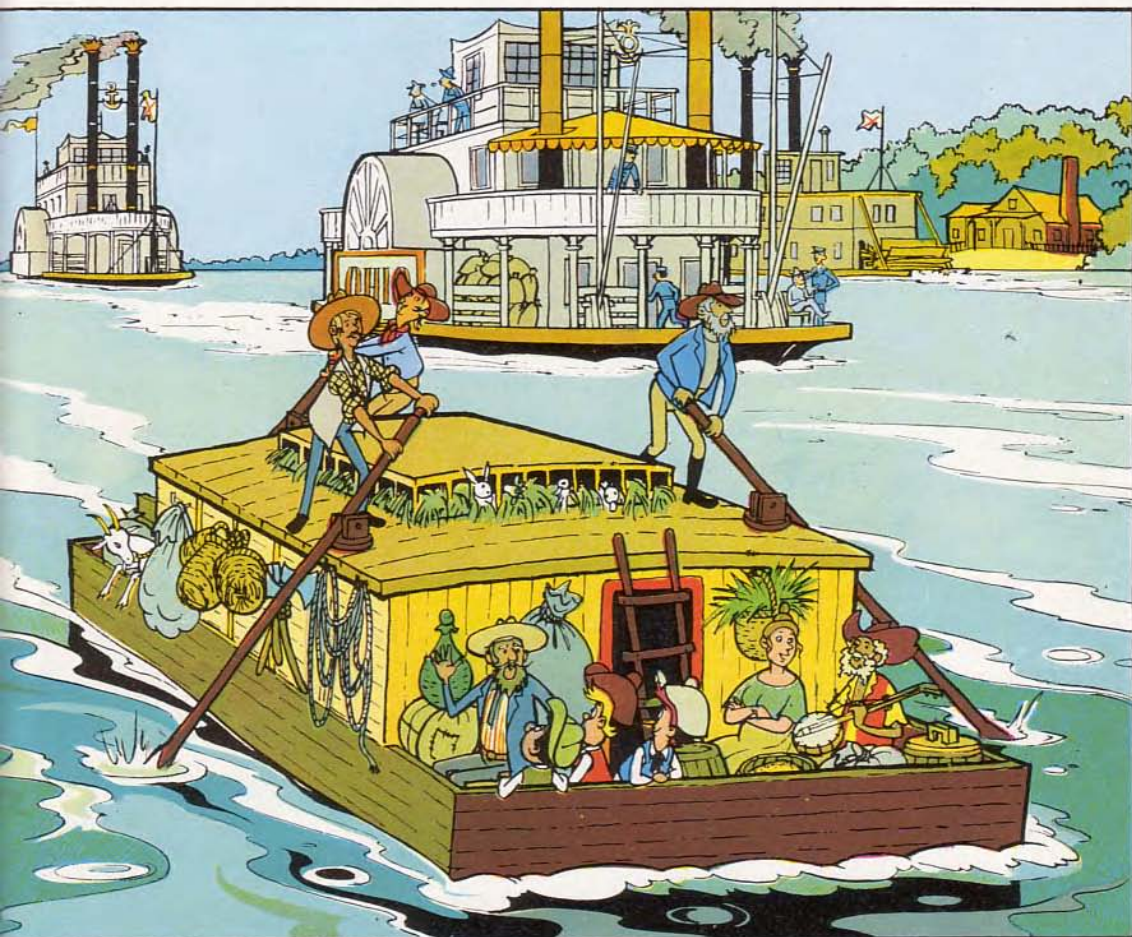
„Es ist ein hartes Leben, und es ist auch ein schönes Leben. Hart ist es, wenn wir zu den Rudern greifen müssen, um den schwerfälligen Kasten aus der Strömung und an Land zu manövrieren. Schön ist es, wenn wir so wie jetzt ge-

mächlich nach dem Süden treiben, unser Schiffergarn erzählen und ein Pfeifchen dazu rauchen. Unser Boot haben wir selber gebaut. Es heißt Flatboot, weil es einen sehr flachen Kiel hat. Daher ist es breit und kommt nur lang-



Die Bootsleute ruderten das schwerfällige Fahrzeug weit auf den Fluß hinaus, wo es dann gut in der Strömung lag

und nur noch gesteuert zu werden brauchte. Die Digidags befragten Ted Turpin über das Leben der Flatbootmänner.



sam voran, kann aber überall anlegen, was für uns Händler von großer Wichtigkeit ist. Stromaufwärts können wir natürlich nicht fahren. Haben wir bis New Orleans alle unsere Waren an den Mann gebracht, dann nehmen wir das Boot

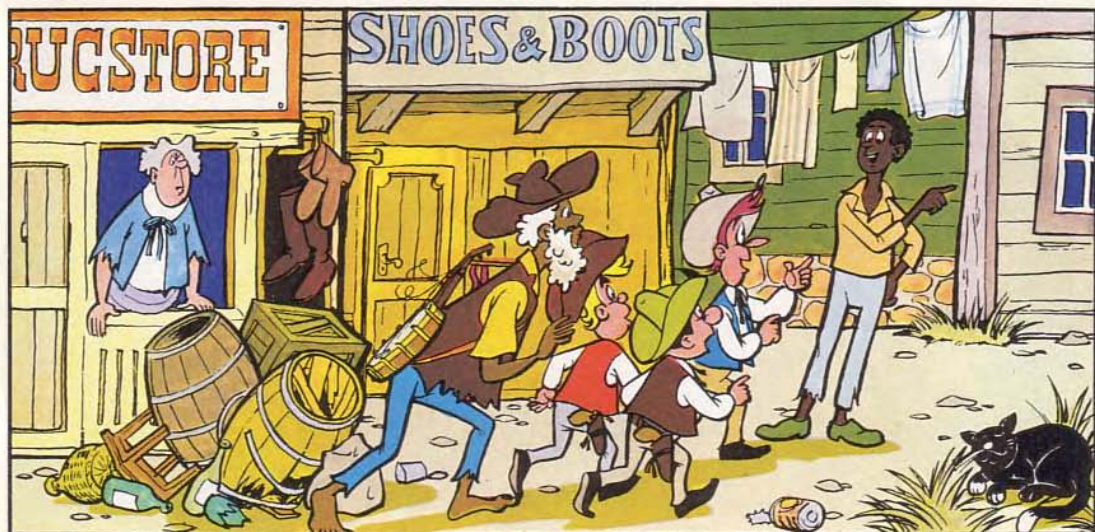
auseinander und verkaufen auch das Holz. Dann amüsieren wir uns noch ein wenig und fahren schließlich mit einem Dampfboot wieder nach Hause. Im Winter zimmern wir uns ein neues Boot und fahren im Sommer wieder nach Süden."



Bei derlei Gesprächen verging die Zeit rasch, und als das Flatboot in Baton Rouge anlegte, bedauerten die Digedags, daß die Fahrt für sie schon zu Ende war. Hier am nördlichen Stadtrand wohnten die Armen, die Ted Turpins billige Waren recht gerne kauften.

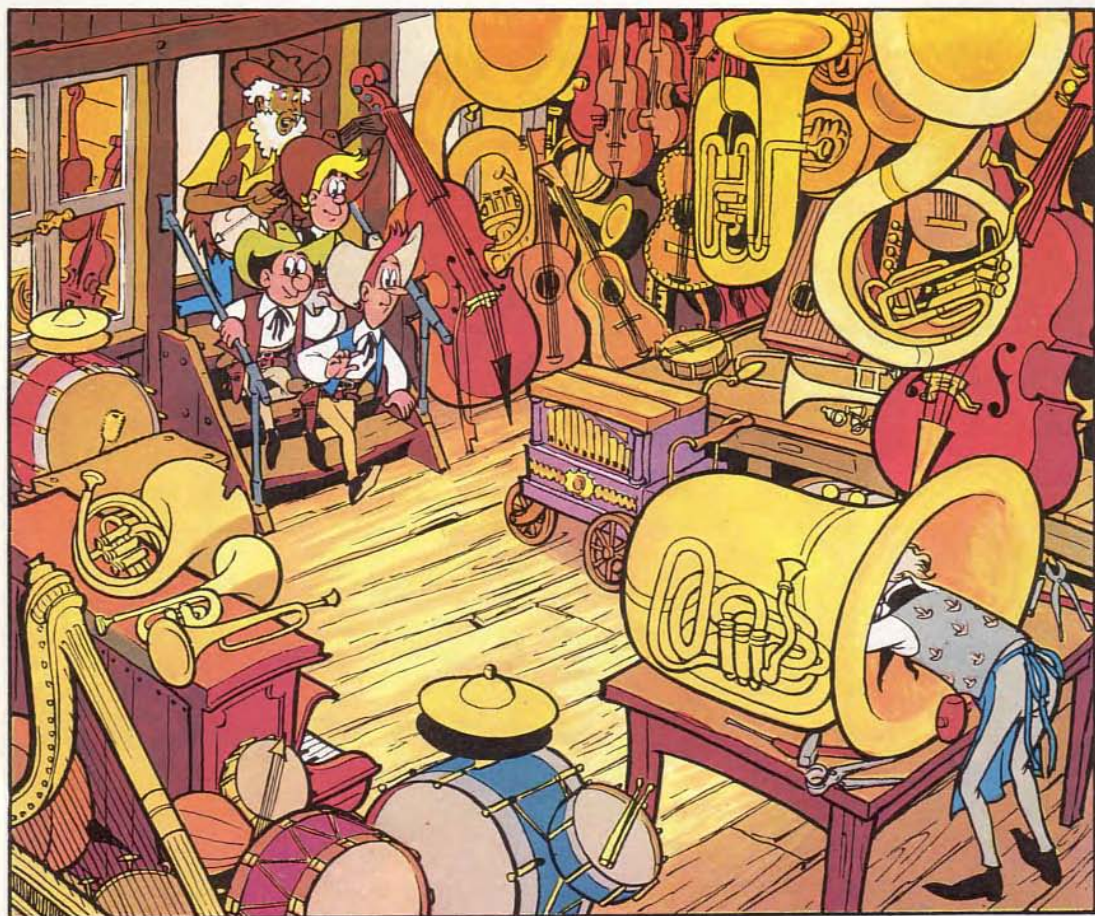
Die Digidags bedankten sich fürs Mitnehmen und die interessanten Auskünfte. „Dann werde ich wohl bald in der Zeitung stehen?“ fragte der Händler. – „Gewiß“, versicherte ihm Dig. „Ein Flatbootmann darf in unserem Bericht über den Mississippi nicht fehlen.“





Die Digidags wären am liebsten gleich zur Werft gegangen, aber Ben wollte zuvor unbedingt zu einem Instrumentenmacher. „Also gut“, entschied Digidag, „damit wir unsere Ruhe haben. – Hallo“, sagte er zu einem Einheimischen,

„kennen Sie hier vielleicht jemanden, der ein Banjo reparieren kann?“ – „Aber klar“, sagte der, „Trompeten-Johnny, gleich links um die Ecke. Der macht alles hei, von der Kinderklapper bis zur allergrößten Kirchenorgel.“



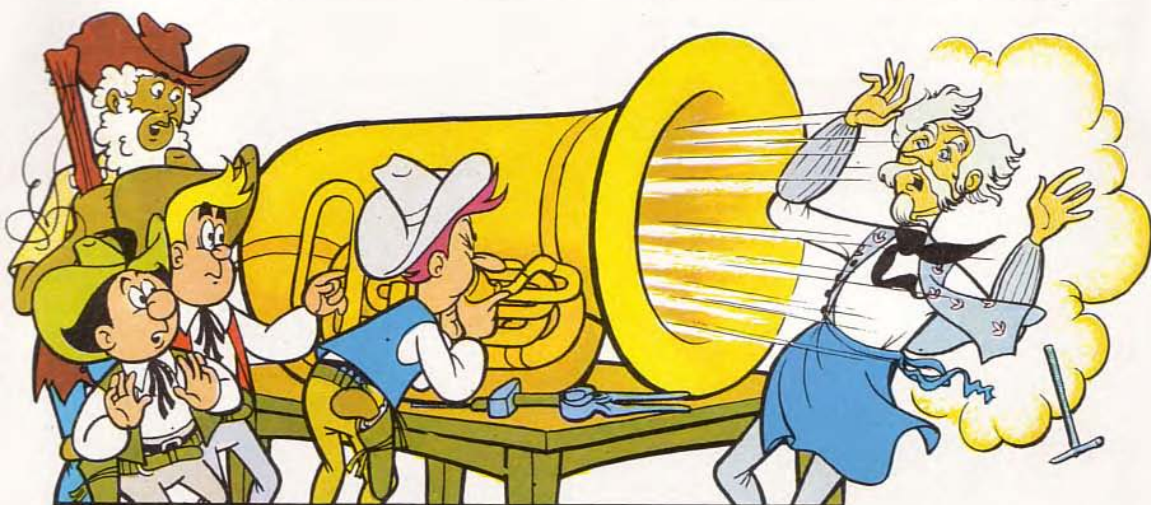
Als die vier die Werkstatt betraten, konnten sie Trompeten-Johnny zunächst nirgends entdecken, denn er bastelte

gerade im Schalltrichter einer riesigen Baßtuba herum. „Hallo“, rief Digidag, „hallo! Ist denn hier niemand?“



„Sei doch mal still“, sagte Dig. „Da war doch eben so ein Geräusch ...“ – „Richtig“, unterbrach ihn Digidag. „Hier

steckt er!“ Dann klopfte er an die Tuba und rief: „Entschuldigen Sie, Meister, dürfen wir Sie mal stören?“



Doch Trompeten-Johnny war offenbar so in seine Arbeit vertieft, daß er nichts hörte. „Dann muß ich wohl ein

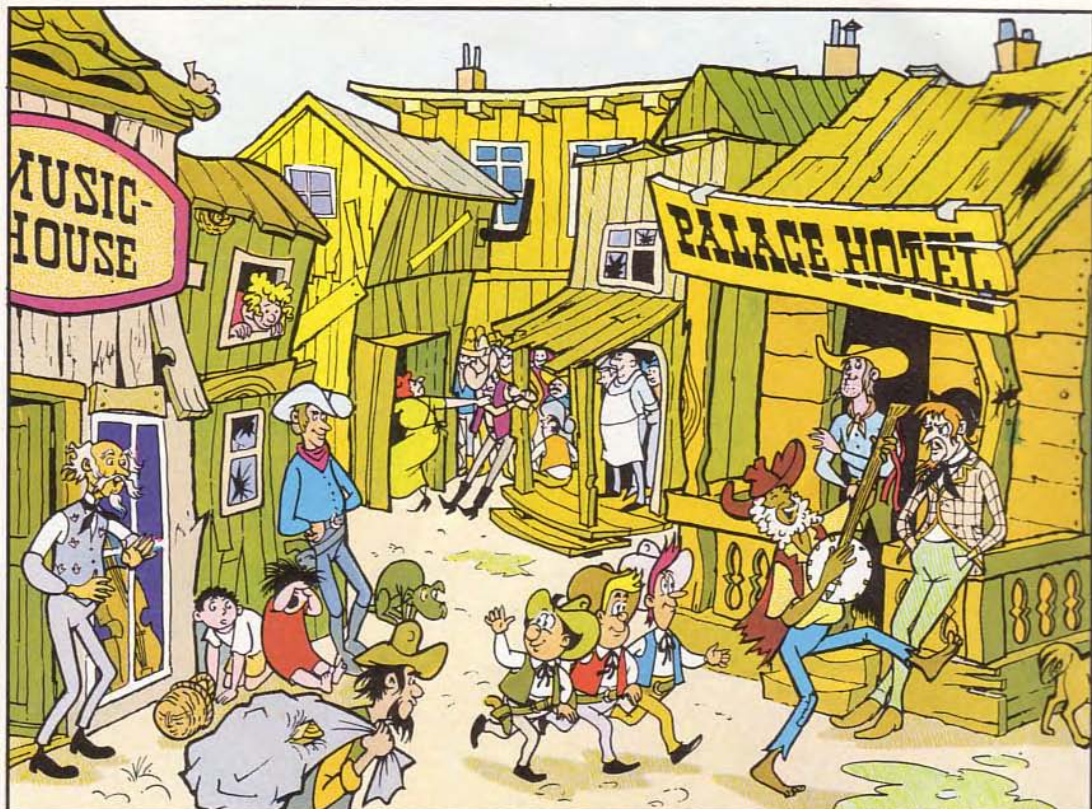
wenig lauter werden“, meinte Digidag und blies kräftig in das Mundstück. Dröhnend ertönte ein ganz tiefes Cis.



Trompeten-Johnny rieb sich erschrocken die Ohren. „Macht das nicht nochmal! Meine Trommelfelle brauche ich noch!“ Digidag entschuldigte sich. „Das habe ich nicht bedacht!“

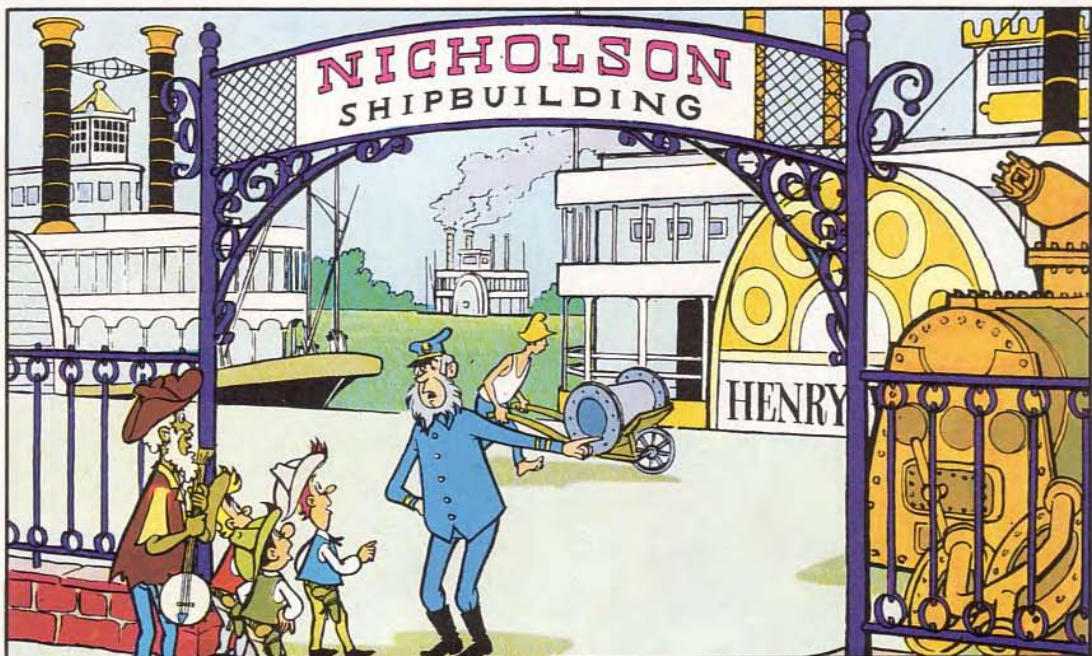


„Wir wollten Sie nicht ärgern, sondern Sie bitten, dieses Banjo zu reparieren.“ – „Ein sehr schönes Instrument“, lobte Johnny. „Das kriege ich rasch wieder hin.“



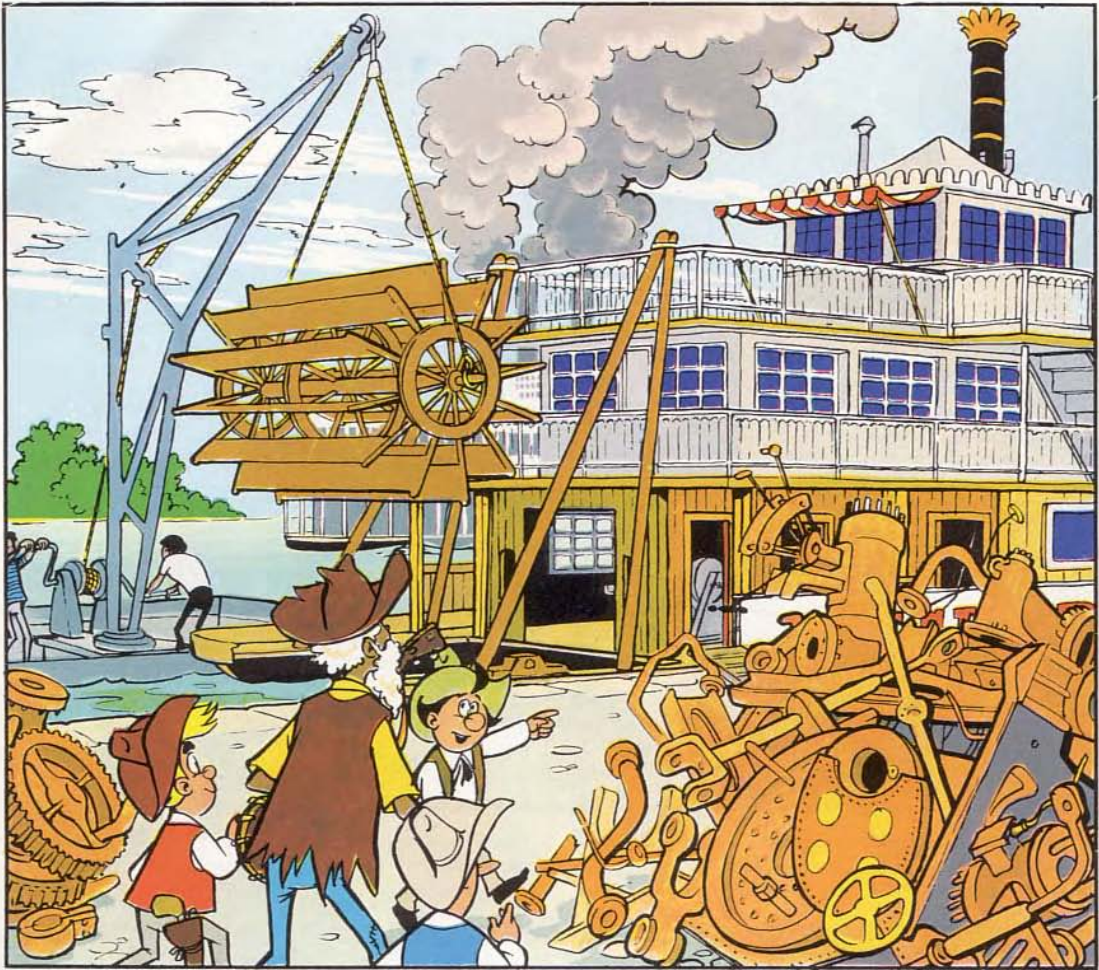
Es dauerte wirklich nicht lange, dann hatte Ben wieder ein tadelloses Banjo. Vor Freude darüber vergaß er seine Rolle als hilfloser Greis und hüpfte ein fröhliches Lied

singend und spielend hinaus auf die Straße. „Wie der Alte auf einmal springen kann!“ wunderte sich Trompeten-Johnny. „Jaja, es stimmt schon: Musik macht jung!“



Dann gingen die vier zur Werft. „Hier liegt doch Kapitän Jokers ‚Mississippi-Queen‘, nicht wahr?“ fragte Digedag

den Pförtner. „Dürfen wir sie uns mal ansehen? Wir sind Freunde vom Kapitän.“ – „Aha. Dann geht mal zum Dock B.“

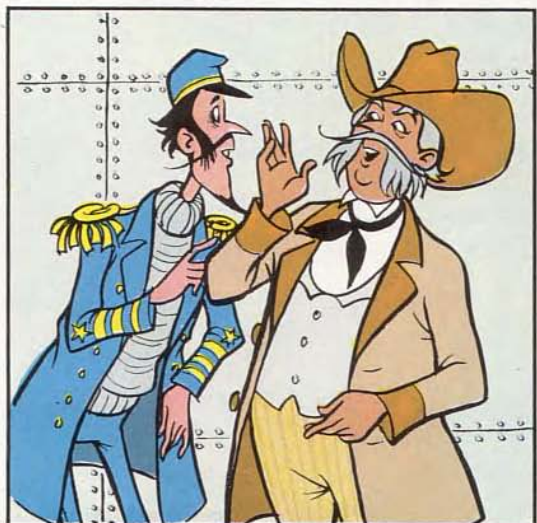


Die 'Queen' hatte das Dock bereits verlassen und lag am Ausrüstungskai. Ihre alte unbrauchbare Maschine bildete

neben ihr einen großen Schrotthaufen. „Seht mal, an Deck stehen die beiden Jokers!“ rief Dig. „Das trifft sich gut.“



„Seid leise, wir wollen sie belauschen! Ich bin sicher, daß Jeremias etwas Bestimmtes mit dem Schiff vorhat. Was



hätte er hier wohl sonst zu suchen?“ So war es auch. Jeremias sprach mit seinem Bruder über den Sklaven-Expreß.



„Ich mache mit“, hörten sie den Kapitän sagen. „Meine ‚Queen‘ steht dir in Zukunft für die geheimen Transporte nach dem Norden zur Verfügung.“ – „Das also ist es!“ flüsterte Dig erregt.



„Ich danke dir, Jonathan“, sagte Jeremias. – „Ach was“, wehrte der Kapitän ab. „Es ist doch Ehrensache, daß ich mich am Sklaven-Expreß beteilige.“



Jetzt hielten es die Digidags nicht länger aus! Sie stürzten vor und riefen: „Ein Hoch den Jokers!“ Ben riß Bart



und Perücke herunter. „Ich melde mich als erster Passagier auf dem neuen Sklaven-Expreß-Dampfer“, sagte er.



„Nicht so laut!“ beschwichtigte sie Jeremias. „Ihr wißt also alles?“ – „Ja“, erwiderte Dag, „endlich! Wir haben euch ja soviel abzubitten! besonders dir, Onkel Jeremias! Denn weißt du, wofür wir dich gehalten haben? Für den Chef der Mississippi-Piraten!“



Die beiden Jokers wollten sich ausschütten vor Lachen. „Also das war der Grund eurer Geheimnistuerei!“ rief Jeremias. „Und ich dachte, ihr wolltet meine Pläne durchkreuzen!“



Während so alle Irrtümer aufgeklärt wurden, saß hinter dem Schrotthaufen Bud Brandy, ein stadtbekannter Taugenichts, der mit Vorliebe entlaufene Sklaven einfing, um die Belohnung zu kassieren und zu vertrinken. Diesmal hatte er es ausgerechnet auf Ben abgesehen.

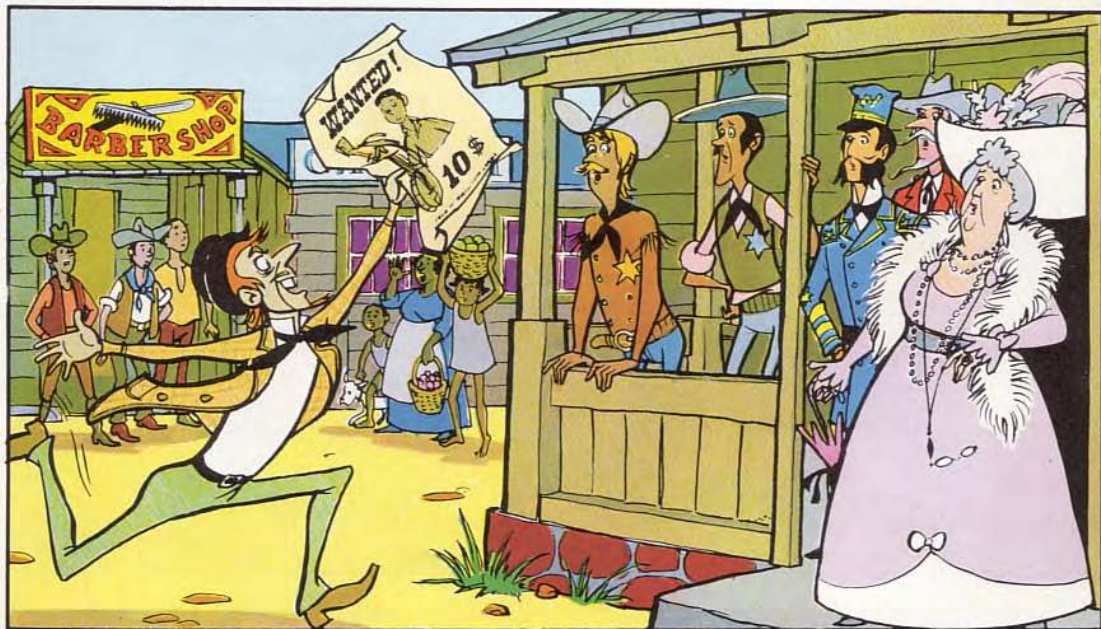


Er hatte sogar den Steckbrief bei sich. „Klarer Fall, er ist es! Die Beschreibung stimmt genau, und ein Banjo hat er auch. Das ist ein Fang! Zehn Dollar, das lohnt sich schon!“



„Das muß ich gleich dem Sheriff melden. Es kam mir doch gleich komisch vor, als ich den Burschen aus dem Instru-

mentenladen hüpfen sah. Wie gut, daß ich ihm gefolgt bin! Nun ist er erkannt. Das war bestimmt mein Meisterstück!“



Der Sheriff deutete sein lautes Triumphgeschrei falsch. „He, Bud, laß das! Wie kann man denn am hellen Vormittag

schon so blau sein!“ – „Ich bin nicht blau, Sheriff!“ schrie Bud. „Ich habe ihn! Den Jungen mit dem Banjo!“



Als erste wurden die Hunde gestoppt. „Zum Teufel, wo kommt denn auf einmal die Wand her?“ fluchte Joe Watson.

Bud Brandy heulte beinahe vor Wut. „Das war der Kranführer! Verhaften Sie den Kerl! Er hat es mit Absicht getan!“



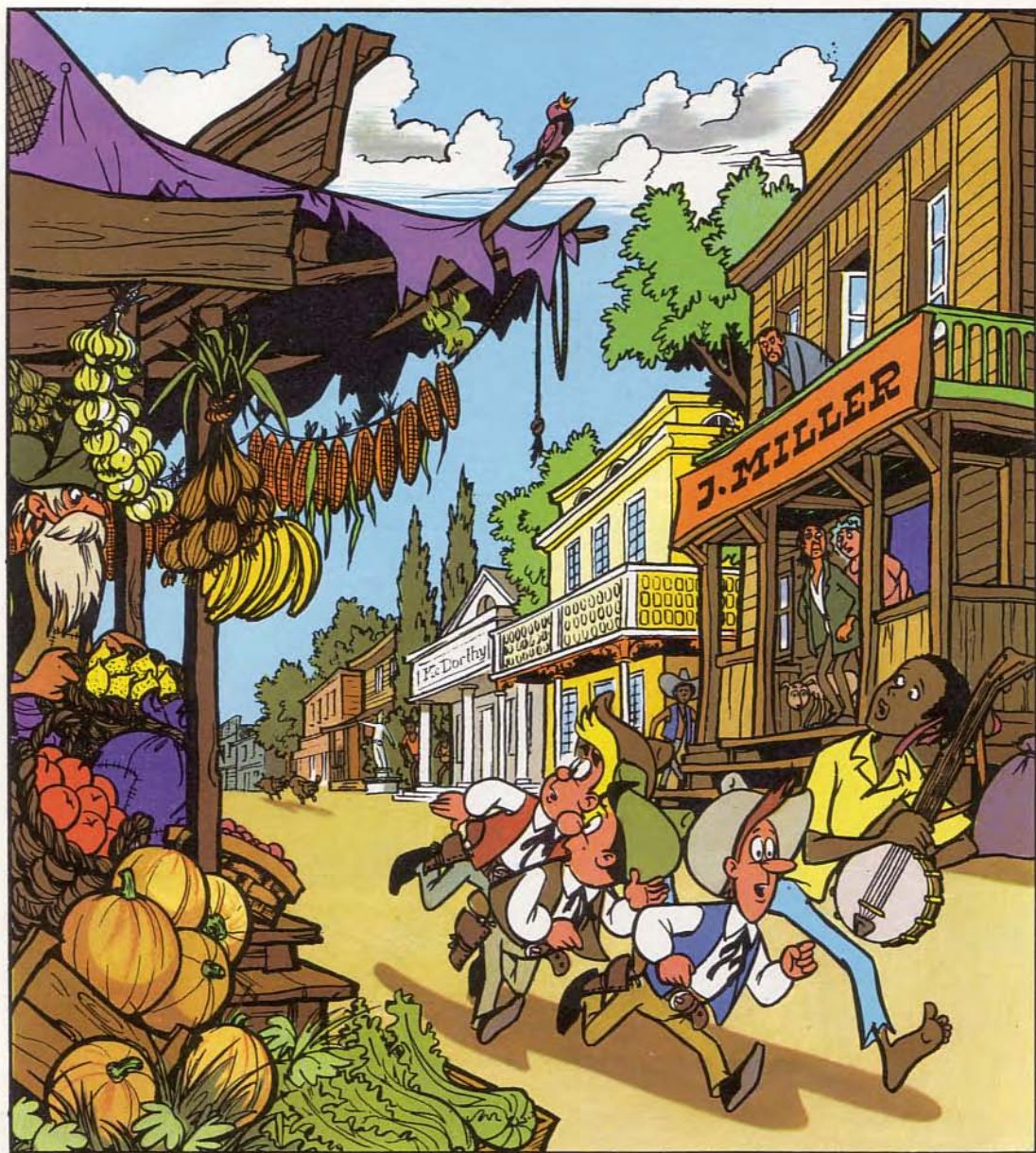
„Unsinn! Dazu ist jetzt keine Zeit!“ rief Mrs. Jefferson. „Laufen Sie doch einfach an der Platte vorbei!“ Brandy

und der Sheriff waren schon von selber darauf gekommen. Aber sie kamen nicht weit. „Verdammt, was soll denn das?“



„Wie kommen Sie dazu, hier ein Seil zu spannen?“ stellte Mrs. Jefferson den einen der Arbeiter zur Rede. – „Und ich möchte Sie fragen, Madam, was Sie hier auf dem Werf-

gelände zu suchen haben? Seien Sie froh, daß Ihnen nichts Schlimmeres passiert ist! Verschwinden Sie jetzt!“ Murrend, jammernd und fluchend mußte man sich wohl oder übel fügen.



Die Digidags und Ben hatten durch das Eingreifen der Werftarbeiter einen großen Vorsprung gewonnen. Aber sie gönnten sich keine Pause und rannten weiter. Und das war gut so, denn bald waren ihnen die Hunde, die sich inzwischen erholt hatten, wieder auf den Fersen. „Wir müssen raus aus der Stadt und versuchen die Jokerfarm oder die Reiherinsel zu erreichen!“ rief Digidag. „Hier ist es für uns gefährlicher als draußen in den Sümpfen und Wäldern.“ – „Ja“, meinte auch Dig, „dort werden die Hunde unsere Spur bestimmt verlieren. Außerdem können hier überall so schlechte Menschen auf uns lauern wie der, der uns beim Sheriff angezeigt hat.“ Aber auch der Urwald hielt allerlei Überraschungen für sie bereit, wie die Flüchtigen bald erfahren mußten.